

Geschichte

der

Deutschen Literatur

im neunzehnten Jahrhundert

Von

Julian Schmidt.

Dritte, wesentlich verbesserte Auflage.

Dritter Band.

Die Gegenwart.

---

Leipzig.

Friedrich Ludwig Herbig.

1856.

Versaffer und Verleger behalten sich das Recht einer Uebersetzung ins Englische und  
Französische vor.  
Leipzig, den 1. October 1856.

An Gustav Freitag.

Leipzig, den 15. September 1853.

Erinnern Sie sich noch an unser erstes Zusammentreffen? Es war im Anfang des Jahres 1848, die Lärmglocke der Revolution hatte noch nicht geschlagen. Wir waren mit Ruge, mit Fröbel, dessen „Republikaner“ wir eben im Theater gegen die üble Gesinnung der Socialisten vertheidigt, mit den jungen Oesterreichern in gemüthlicher Eintracht zusammen. Nur ein paar Monate, und die bisher verhüllten Gegensätze traten ans Tageslicht, eine Hand hob sich gegen die andere.

Der Dichter der Valentine und des Waldemar hatte mich schon lange angezogen, ehe ich ihn persönlich kannte. Es ging mir wie fast allen Ihren Lesern: was man auch gegen die Stücke einzuwenden hat, man gewinnt daraus den Dichter lieb und wünscht sich ihm zu nähern. Ihre Probleme waren mir zu individueller Natur. Ich fand in dem Verhältniß zwischen dem romantischen Georg und der romantischen Valentine, zwischen dem blasirten Waldemar und der blasirten Georgine keine innere Nothwendigkeit, und daher schien es mir, daß der Schluß bei aller geistreichen Motivirung nur dann überzeugte, wenn man gewisse Voraussetzungen zugab. Aber ich fand darin eine Sprache, die bei vollendeter Bildung die reine Natur athmete; eine klar durchdachte Technik und überall die Spuren einer ächten Dichterseele. Von dem Allen fand ich bei den meisten der neuern deutschen Dichter das Gegentheil. Bei uns hatte sich die Idee festgesetzt, das Kennzeichen eines Dichters sei die Krankheit, die Selbstvergötterung, der Weltschmerz; aber ich habe nie daran geglaubt, ich war stets der Ueberzeugung, der Dichter unterscheide sich nur dadurch vom gewöhnlichen Menschen, daß er die Gegenstände lebhafter, reiner und idealer sehe. Einen Dichter ohne Lust am Leben, ohne erhöhtern Sinn für die Wirklichkeit, und was damit zusammenhängt, ohne Fülle des Gemüths habe ich mir nie vorstellen können; und eine dichterische Natur wehte mir aus Ihren Stücken entgegen, wie ich sie nachher in dem Menschen wieder fand.

Die Ereignisse nahmen gleich darauf eine so ernste Wendung, daß einem starken Gemüth das heitere Spiel der Poesie unmöglich wurde. Je wärmer der Einzelne fühlte, je eifriger strebte er nach allgemeiner Thätigkeit. Die verwandten Elemente suchten sich, und in der Regel ergab sich dann, daß Neigungen und Principien Hand in Hand gingen. Unsere Bildung, unsere Gesinnung, unsere sittlichen Principien stimmen fast durchweg überein, während in unserer Natur ein Gegensatz stattfindet: ich denke, das ist die richtige Grundlage eines dauernden Verhältnisses.

Denke ich an unsere gemeinsame Thätigkeit zurück, so glaube ich, daß, so oft uns auch ein Irrthum begegnet sein mag, wir uns keine ernstlichen Vorwürfe zu machen haben. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Masse so wenig geachtet, als die Empfindlichkeit der Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten; wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, am meisten da, wo wir seine Neigungen bekämpften.

Ich glaube nicht, daß es Viele geben wird, die, was bleibend und was vergänglich an meinen Bestrebungen ist, richtiger zu unterscheiden das Verständniß und die Neigung haben. Aus diesem Grunde und als Erinnerung an mehrere Jahre ersten und bewegten Zusammenwirkens schreibe ich Ihnen dies Buch zu: zugleich aber als Zeichen meiner herzlichen Freundschaft.

Leipzig, den 31. October 1855.

Zwischen meinem vorigen Brief und dem heutigen liegen gerade zwei Jahre, und in dieser Zeit ist mit dem Buch eine so vollständige Umgestaltung vor sich gegangen, daß Sie kaum noch die alte Physiognomie erkennen werden. Ich fühle einigermaßen die Verpflichtung, mich darüber zu erklären; und der alte Freund, mit dem ich seit einer Reihe von Jahren alle Hoffnungen und Sorgen gemeinschaftlich durchlebt, ist wohl die geeignetste Person, an die ich diese Erklärung adressiren darf.

Früher, als es sonst zu geschehen pflegt, spielte mir ein Zufall die Schriften der romantischen Schule in die Hand, und die seltsamen Dithyramben, in denen sie der Welt eine neue Religion verhießen, erregten in

mir Hoffnungen, welche die allgemeine Entwicklung längst widerlegt hatte. Ich erinnere mich, daß am nachhaltigsten zwei Bücher auf mich einwirkten: Schleiermacher's Reden über die Religion und Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Aus dem einen lernte ich, in der Religion noch einen andern Inhalt zu suchen, als die verständige Moralität, die man uns auf der Schule mitgetheilt, und das andere zeigte mir, wie ein starker männlicher Geist auch in den Verirrungen eines ungesunden Zeitalters den Faden festzuhalten verstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpfte.

Die historischen Studien meiner Universitätszeit zeigten mir bald, daß es sich in der Geschichte um andere Dinge handelte, als um die Launen und Träume vereinzelter Gemüther, und der Respekt vor den Thatfachen unterdrückte die Neigung zu den Ideen. Alle Speculation war mir zuwider, und ich setzte dem geistvollen Lehrer, der eifrig bemüht war, uns für die Philosophie zu gewinnen, verstockten Widerwillen entgegen. — Königsberg ist von der übrigen Culturentwicklung ziemlich entfernt, und die Bekanntschaft mit der neuern Literatur ist unter den Studirenden gering. Die Kreise indessen, die sich damit beschäftigten, waren voll vom Ruhm des jungen Deutschland; Guzkow, Laube, Karl Beck waren gefeierte Größen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals über diese Neigungen des Publicums erschrak, denn die Rohheit der Sprache, die Unklarheit der Gedanken und die Krankhaftigkeit der Empfindungen in jenen Schriften stachen nicht nur gegen Goethe und Schiller, sondern auch gegen meine alten Freunde aus der Romantik auf das Widerwärtigste ab. — Einige Jahre nach ihrem Erscheinen fiel mir Gervinus' Literaturgeschichte in die Hand, und ich las sie mit Entzücken. Allein in der Kenntniß der neuesten Literatur glaubte ich mich ihm überlegen, und es schien mir nothwendig, die Lücken durch das Studium der gleichzeitigen Philosophie zu ergänzen, die doch in tausend Verzweigungen mit der Dichtkunst verflochten war.

Als ich nach Berlin kam, fühlte ich mich in eine ganz neue Atmosphäre versetzt. Alle Welt disputirte über Ruge und Feuerbach, redete in der Sprache der deutschen Jahrbücher und beschäftigte sich damit, Standpunkte zu überwinden. Wir Königsberger hatten in Bezug auf unsern Liberalismus ein gewisses Selbstgefühl. Hier suchte man uns nun zu demonstrieren, dieser Liberalismus sei ein zurückgebliebener Standpunkt, und nur ein Philister könne für freie Verfassung und für sittliche Grundlagen des Volkslebens schwärmen. Die Jahrbücher waren eben eingegangen, und Kenner versicherten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß der neueste Fortschritt durch Bruno Bauer vertreten wäre. Es war schwer, mit solchen Gegnern zu disputiren, denn man mochte sagen, was man wollte, sie

zeigten sofort den Paragraphen des Systems vor, in welchem dieser Gedanke als „aufgehobenes Moment“ bereits enthalten sei. Um ernsthaft auf ihre Widerlegungen einzugehen, mußte man sich durch Hegel durchgearbeitet haben.

Es ist ein Unterschied, ob man sich in das Studium der Hegel'schen Philosophie als angehender Student wie in irgend eine andere Wissenschaft einführen läßt, oder mit einer wenigstens theilweise fertigen Bildung daran geht. Auch in dem letztern Fall übt dieser außerordentliche Geist mit der Zeit seinen Zauber aus. Bei Sätzen, die zuerst als absurd erscheinen, hat es etwas Schmeichelhaftes, wenn man wie durch plötzliche Eingebung den geheimen Sinn entdeckt. Es liegt in dem consequent durchgeführten Spiritualismus etwas Berausches, und so war gerade die dunkelste seiner Schriften, die Phänomenologie, diejenige, in welche ich mich mit der größten Begierde versenkte. Fast alle Ideen, die mich irgend einmal ergriffen, fand ich in dieser geheimnißvollen Schattenwelt wieder. Zwar sahen sie aus wie abgeschiedene Geister, aber selbst in ihrem blassen Todtenantlitz lag noch etwas Imponirendes.

Keinen Augenblick habe ich das Gefährliche dieser Dialektik verkannt, aber dem Einfluß der Form konnte ich mich nicht entziehen. Das alte Vorhaben, die Geschichte der Literatur in ihrem ideellen Zusammenhang darzustellen, wurde in der Geschichte der Romantik ausgeführt; freilich anders, als ich mir früher gedacht. Aus den lebendigen Individualitäten wurden Begriffe, die sich einander verschlangen, um in neuen Begriffen wiedergeboren zu werden. Wenn ich heute das seltsame Buch aufschlage, wird mir selber wunderbar zu Muth, und es ist mir ganz fremd, während ich in meinen Seminararbeiten von der Universität her so ziemlich meine heutige Art wieder herauskenne.

Das Buch blieb ein Jahr oder länger liegen; ein zufälliger Umstand brachte die Vorrede, die unter dem Titel: Metamorphosen der Romantik, gewissermaßen eine spiritualisirte Inhaltsanzeige gab, in die Grenzboten. Der Aufsatz gab Veranlassung, daß das Buch gedruckt wurde, und daß ich seit der Zeit die literarischen Artikel in den Grenzboten schrieb.

Da in dieser Zeit die Revolution ausbrach und in ganz Deutschland kein Mensch zu finden war, der sich um romantische Angelegenheiten gekümmert hätte, hielt es der Verleger ein Jahr zurück, und so entstand der Irrthum, es sei mein neuestes Werk. Ein Recensent erinnerte mich an mehrere meiner Artikel über die Junghegelianer und zeigte mir, daß ich daraus hätte Selbstkritik lernen können. Sene Artikel waren in der That

eine Selbstkritik gewesen, und mit der Geschichte der Romantik hatte ich die mir fremdartige Methode auf immer abgestreift. Nur eine Spur war davon zurückgeblieben, und ich glaube, daß das für jeden Geschichtschreiber, der die philosophische Schule durchgemacht, die nächstliegende Gefahr ist. In dem Bewußtsein, daß in der Geschichte der nothwendige Causalnexus ebenso waltet, wie in der Natur, hebt man nur diejenigen Erscheinungen hervor, die diesen Causalnexus versinnlichen: man löst die Individualitäten in Beziehungsbegriffe auf. Ich hatte das lebhafteste Gefühl von dem ungeheuern Abstand der drei Perioden der Literatur, mit denen ich beschäftigt; aber da es mir darauf ankam, den innern Zusammenhang nachzuweisen, suchte ich geflissentlich diejenigen Punkte hervor, in denen sich die Verwandtschaft zeigte. Das ist zum Theil auch noch in der vorigen Ausgabe meiner Literaturgeschichte der Fall.

Wenn meine Empfindungen der ältern Literatur gegenüber durch die phänomenologische Form der Darstellung zuweilen ein falsches Licht erhalten haben, so bekenne ich mich dagegen den Berühmtheiten der neuesten Poesie gegenüber gern als schuldig. Ich bekenne, daß mir die Periode unserer Dichtung, in der Gutzkow eine gefeierte Größe war, fast in dem Licht erscheint, wie die Periode Hoffmannswaldau's und Lohenstein's, und daß ich die feste Ueberzeugung habe, noch vor Ablauf eines Menschenalters werde dies Urtheil das allgemeine sein.

Ihnen gegenüber ist diese Selbstkritik um so mehr am Platz, da ich nicht umhin kann, diesmal die Kritik auch auf Sie auszudehnen. Zwar kann ich die Forderung manches wohlmeinenden Recensenten, ich solle über jede Erscheinung der neuesten Literatur etwas sagen, nicht gelten lassen, ich fühle mich nur verpflichtet, theils die wirklich bedeutenden Erscheinungen hervorzuheben, theils an den schlimmsten Ausgeburten, die aber einen starken Anklang im Publicum gefunden haben, die Verkehrtheit des leitenden Princip's nachzuweisen. Auf Alles was dazwischen liegt, einzugehen und den Grad des Werthes zu bestimmen, durch den sich die eine Contität von der andern unterscheidet, fühle ich mich nicht verpflichtet. Einzelne Beispiele werden ausreichen, und die Ausführlichkeit, mit der ich z. B. Gutzkow bespreche, weil dieser der bekannteste ist, muß einen Ersatz für die Hunderte gewähren, von denen ich doch nur dasselbe sagen könnte. Allein wenn ich über Sie schwiege, würde der Grund, daß wir Freunde sind und gemeinsam nach einem Ziele streben, nicht mehr stichhaltig sein.

Wenn ich in der vorigen Ausgabe schwieg, so lag der Grund nicht darin, daß ich in meinem Urtheil durch Freundschaft bestochen zu werden fürchtete. In der Kritik eines Freundes, den man in seinen Gedanken

und Empfindungen, in den Motiven seines Handelns und in der Methode seines Schaffens Schritt für Schritt verfolgt, liegt vielmehr ein anderes Bedenken. Man sieht bei ihm Alles in einem physiologischen Zusammenhang und fühlt sich leicht versucht, den Menschen zu schildern, wo man den Schriftsteller schildern soll. Ganz beseitigen läßt sich dieser Uebelstand nicht, ich habe mich nur bemüht, so wenig indiscret zu sein als möglich.

Und nun noch einen herzlichen Gruß. Wir können der Zukunft mit Zuversicht ins Auge sehen, denn unser Verhältniß hat sich in schweren Zeiten erprobt; es war nicht jene Freundschaft, die nur in den ersten Aufwallungen der Jugend geschlossen wird, sondern jene männliche Beziehung, die sich selbst in den Gegenständen vergißt. Sie ist nicht poetisch, aber sie ist ernst und inhaltreich, und sie ist, wie ich wohl mit einigem Stolge sagen darf, deshalb nicht weniger erfrischend für uns, weil ihre Früchte auch Andern zu Gute kommen.

Gr. Lengden bei Göttingen, den 7. September 1856.

Daß mir so schnell Gelegenheit werden würde, Ihnen wieder einen Gruß zu senden, hätte ich nicht erwartet, ja in mancher Beziehung hätte ich gern etwas mehr Ruhe gewünscht; indes freut es mich doch lebhaft, und ich fühle die Verpflichtung, dem Publicum für seine freundliche Aufnahme dadurch meinen Dank abzustatten, daß ich das Buch wiederum soweit vervollkomme, als es in meinen Kräften steht.

Zunächst waren einige Errata wegzuschaffen, auf die ich freilich kein übergroßes Gewicht lege, weil mein Buch kein Compendium sein soll. Nur Eins thut mir leid, mein unfreiwilliger Mordversuch gegen Professor Hotho. Da dieser Versuch ohne Folgen geblieben ist, da Hotho seitdem durch ein treffliches Buch die Fortdauer seines Lebens schlagend erwiesen hat, so wird er mir Vergebung nicht versagen.

Im Lauf dieser Zeit sind ferner einige Werke von Belang erschienen, die eine Besprechung nothwendig machten, andere, die schon früher erschienen waren, hatte ich erst zu spät zu Gesicht bekommen, oder nur flüchtig berührt. — Einige vortreffliche Monographien gaben mir Gelegenheit, einzelne Abschnitte meines Buchs zu ergänzen und zu berichtigen: das Leben Humboldt's von Haym, die Geschichte der neuesten Theologie

von Schwarz, das Leben Tieck's von Röpke, die Encyclopädie der Staatswissenschaften von Mohl, der zweite Band von Robersteiu. Möchten diese mit ebensoviel Geist als Gründlichkeit bearbeiteten Werke recht viele Nachahmungen finden, denn nur auf diesem Wege gewinnt die Literaturgeschichte eine bleibende Grundlage.

Das Wichtigste bei der neuen Ausgabe möchte aber sein, daß ich mit einer wesentlich veränderten Stimmung daran gehe. Es scheint mir, daß die schlechte Zeit unserer Literatur ein baldiges Ende finden wird, und daß meine Voraussage in dieser Beziehung sich früher, als ich gedacht, bewahrheitet. Schon den ungewöhnlichen Erfolg meiner zweiten Ausgabe kann ich mir nicht anders erklären, als daß eine große Majorität des Publicums meine Ueberzeugungen theilt. Ich weiß sehr wohl, daß der Kritiker nichts eigentlich schaffen kann, und daß er nur dann eine Wirkung hat, wenn er klar und zusammenhängend dasjenige vertritt, was im Stillen Jedermann denkt. Ein zweiter Beleg sind mir die Tageskritiker. Nicht bloß mit Bewunderung, sondern mit Freude finde ich meine Ueberzeugungen jetzt in allen möglichen Blättern wieder, denn es kommt in der That nur darauf an, daß die richtigen Ideen ausgesprochen werden, und es ist gleichgültig, wer sie ausspricht. — Viel wichtiger ist ein dritter Umstand. In den drei letzten Jahren ist mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen auf dem Gebiet der Literatur, die zwischen Kunst und Wissenschaft in der Mitte steht, eine glänzende Erscheinung auf die andere gefolgt, und es zeigt sich darin nicht bloß, daß das productive Talent noch immer in unserer Nation lebt, wenn es sich auch andere Canäle sucht, sondern es weht durch alle diese Schriften ein gemeinsamer, fester, hoffnungsreicher Glaube. Das Ziel, das wir zu erreichen haben, steht fest, an der Kraft und dem ernststen Willen fehlt es auch nicht, und so ist es denn wohl kein bloßer Traum, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, es wirklich zu erreichen. Wenn ich also bei meiner ersten Ausgabe das Gefühl hatte, gegen einen gefährlichen Gegner zu kämpfen, gegen jene Literatur, die nicht bloß falsche Formen, sondern auch falsche sittliche Begriffe verbreitete, so scheint mir dieser Gegner jetzt überwunden, d. h. an den Platz zurückgedrängt, der ihm zukommt. Mittelmäßige Schriftsteller hat es zu allen Zeiten gegeben; das Bedenkliche in unserer Periode war nur, daß sie es wagen durften, sich als die Führer der allgemeinen Bewegung zu betrachten. — In diesem Gefühl habe ich jetzt die Polemik bedeutend eingeschränkt, denn es ist unnütz, gegen vergessenes Schlechte zu eifern; und Sie können glauben, daß es mich sehr glücklich macht, statt dessen auf die hoffnungsreiche Morgenröthe einer neuen Zeit hinzuweisen, einer

Zeit, wo wir uns nicht mehr auf die stille Gemeinde, sondern auf die Nation berufen können.

In einer politischen Zeitung, die das System der Ritter vom Geist zu vertreten scheint, macht mir ein Kritiker (Titus Ulrich) den Vorwurf, ich gehöre einer politischen Partei an; er begründet ihn durch weitläufige Beweise. Gern und mit Stolz bekenne ich mich als schuldig. Wenn ich für meine Versuche irgend eine Bedeutung in Anspruch nehmen darf, so ist es diese: daß meine sittlichen, ästhetischen und politischen Ueberzeugungen aus demselben Princip entspringen. Das Schöne, das Gute, das Wahre ist nicht von einander zu trennen. Weil ich einer Partei angehöre, die durch eine Idee getragen wird, bin ich den Personen gegenüber völlig unbefangen: die Personen fallen, die Idee bleibt bestehen.

## Dritter Band.

### Die Gegenwart.

Jüngling, merke dir in Zeiten  
Wo sich Geist und Sinn erhöht:  
Daß die Muse zu begleiten,  
Doch zu Leiten nicht versteht.  
Goethe.

manche Illusionen auf, es zeigt uns aber die wirkliche Kraft im schönsten Licht. Wir haben in früherer Zeit unser Herz zu sehr an unbestimmte Ideale geknüpft, unsere Phantasie zu sehr an Bildern aus der Fremde geweidet; jetzt sind wir mitten in unser deutsches Leben versetzt, tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aber aus dem Boden, auf welchem wir stehen, erwächst uns auch immer neue Kraft, und in ernster, folgerichtiger Arbeit werden wir erkennen, daß das wahrhaft Ideale auch das Wirkliche ist.

Ende des dritten Bandes.

## Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Vorrede zur ersten, zweiten und dritten Auflage.	
<b>Erstes Kapitel. Das junge Deutschland . . . . .</b>	<b>— 1</b>
Uebergang vom Idealismus zum Realismus . . . . .	1
Heinrich Heine . . . . .	7
Ludwig Börne; die jüdischen Schriftsteller . . . . .	26
Einfluß der französischen Literatur; Fürst Büchler . . . . .	31
W. Menzel und das junge Deutschland . . . . .	34
Chr. Grabbe; die spätern Bearbeitungen des Don Juan-Faust (Lenau); krankhafte Ansicht von der Poesie (Freiligrath) . . . . .	38
G. Büchner und die spätern Revolutionsstücke (Griepenkerl) . . . . .	49
H. Laube . . . . .	59
R. Guckow, 1832—1839 . . . . .	61
Th. Mundt; Emancipation der Frauen (Charlotte Stieglitz, Gottschall); Socialismus . . . . .	70
Die moderne Lyrik: Anast. Grün . . . . .	77
Nic. Lenau und seine Schule . . . . .	78
Freiligrath . . . . .	85
Politische Poesie: Herwegh . . . . .	88
Ältere Richtungen; Redwig; Goethe über die lyrischen Dichter . . . . .	92
<b>Zweites Kapitel. Das Theater unter jungdeutschen Einflüssen . . . . .</b>	<b>— 98</b>
Realistischer Charakter der Bühne . . . . .	98
Das Lustspiel: Benedix, Bauernfeld, Ch. Birch-Pfeiffer . . . . .	104
R. Guckow als Theaterdichter . . . . .	107
H. Laube . . . . .	129
F. Hebbel . . . . .	135



	Seite
D. Ludwig . . . . .	178
S. Mosenthal . . . . .	185
A. Meißner . . . . .	188
Elise Schmidt . . . . .	190
Die Volksdramen; Nothwendigkeit der tragischen Versöhnung und des Ideals . . . . .	194
<b>Drittes Kapitel. Der Roman und die Gesellschaft . . . . .</b>	<b>— 198</b>
Der historische Roman: W. Hauff . . . . .	198
Wilibald Alexis . . . . .	201
Steffens; Rehfuß; Spindler; Zschokke u. A. . . . .	208
Sealsfeld . . . . .	211
Gerstäcker; Hackländer; Holtei . . . . .	216
Der sociale Roman: Einfluß der Franzosen; die Frauen . . . . .	218
Gräfin Hahn-Hahn . . . . .	222
Therese; Ida v. Düringsfeld; Sternberg; H. König . . . . .	233
Fanny Lewald . . . . .	238
Gugkow, die Ritter vom Geist . . . . .	241
May Waldau . . . . .	257
Der Lannhäuser . . . . . Eritis sicut Deus . . . . .	295
Gottfried Keller; Hermann Grimm; Paul Heyse . . . . .	263
Das Studium der Natur und Wirklichkeit: Berthold Auerbach . . . . .	267
Jeremias Gotthelf . . . . .	277
Kompert, Schiff, Raab . . . . . Adalbert Stifter . . . . .	285
Naturgeschichte der Gesellschaft: Riehl . . . . .	289
Der Roman und die Arbeit: Gustav Freytag . . . . .	295
Einwirkung der Politik auf den Roman . . . . .	311
<b>Viertes Kapitel. Der philosophische Radicalismus . . . . .</b>	<b>— 313</b>
Die Hegelianer und die Revolution . . . . .	313
David Strauß, seine theologischen Gegner und Nachfolger . . . . .	316
Ludwig Feuerbach . . . . .	328
Friedrich Daumer . . . . .	336
Arnold Ruge . . . . .	341
Die souveräne Kritik: Bruno Bauer; May Stirner . . . . .	351
Die Demokratie . . . . .	368
Auflösungsproceß der Philosophie: Schopenhauer . . . . .	374
Die Naturwissenschaft und der Materialismus . . . . .	378
<b>Fünftes Kapitel. Geschichte und Politik . . . . .</b>	<b>— 383</b>
Uebergang von der philosophisch-poetischen zur historisch-politi- schen Bildung . . . . .	383

	Seite
Die objective Schule: Leopold Ranke . . . . .	390
Die Diplomatie: Radowig . . . . .	398
Die Reaction: Surter . . . . .	402
Gfrörer . . . . .	407
Leo . . . . .	411
Stahl . . . . .	422
Der nationale Liberalismus: Schloffer . . . . .	428
Raumer; Dahlmann . . . . .	431
Gervinus; Häuffer; Weigle . . . . .	434
Waig und das Frankfurter Parlament; Sybel . . . . .	443
Droysen; Dunder . . . . .	452
Mommsen . . . . .	455
Die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben im nationalen Sinn . . . . .	470

allen Seiten überschwenglich gestreut wurde, berauscht war, ihm mit Schimpfreden antwortete, hatte dieser Angriff die entgegengesetzte Wirkung, die er sonst bei einer energischen und eigensinnigen Natur zu haben pflegt: Freiligrath wurde bekehrt. Die Macht der allgemeinen Stimmung riß ihn nicht allein fort, sie gab ihm zu gleicher Zeit den Stoff, nach dem er lange vergebens gesucht hatte, und die Gelegenheit zu einer autonomen That, die ihn über das Gefühl jenes Mangels emporhob: er brach mit etwas Ostentation mit dem Königthum, er opferte dem Vaterland jenes Jahrgehalt des Königs von Preußen, das ihm von Seiten Herwegh's so harte Vorwürfe zugezogen hatte (1843), und vertiefte sich mit seinen Gedichten in die äußerste Demokratie. Wir wollen nicht verkennen, daß sich in Freiligrath's politischen Liedern ein wesentlicher Fortschritt gegen Herwegh findet. Er ging aus den bloß musikalischen Empfindungen, aus den politischen Phrasen heraus und vertiefte sich mit großer plastischer Gewalt in die concreten Erscheinungen des politischen Lebens. Die Idee der Revolution, die bei Herwegh nur dunkle Empfindung geblieben war, tritt bei ihm in aller Fülle des Lebens, greifbar und in wilden Farben ans Tageslicht. Wir fühlen ihren Pulsschlag, wir sehen die finstern Gestalten, die sie heraufbeschwört, um uns herum sich ausbreiten. Aber dieser Gewinn ist um einen theuern Preis erkauft. Nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Vorstellungen; die Höhe der Empfindung geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher seine Sprache etwas über Gebühr steifte, hält er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Demagogen zu reden. Und doch klingt hinter all diesen Renommistereien ein Etwas durch, was den Argwohn erregt, das Alles sei nicht wirkliche Leidenschaft, sondern erkünsteltes, gemachtes Wesen. Es sieht fast so aus, als ob dieser Jacobinismus nur der übrigens gleichgültige Stoff wäre, an dem der Dichter sein formelles, inhaltloses Talent ebenso ausübe, wie früher an den Wüstengeschichten, die er auch nicht aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung, sondern nach Reisebeschreibungen darstellte. —

Als durch die Julirevolution das politische Interesse in den Vordergrund gedrängt wurde, hatte man die Empfindung, daß es mit der Poesie überhaupt oder wenigstens mit der Poesie der Herzensangelegenheiten vorläufig zu Ende sei. Gerwinus zog 1838 von seinen Studien über die Entwicklung der deutschen Dichtkunst das Facit, daß die Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse, falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen verfehen sollten. Handeln wäre die Lösung des Tages, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens aufmuntern. War es nun dieser Rath, oder lag es in der Na-

tur der Sache, in dem stillen Zauberschloß der Poesie wurde es auf einmal laut wie in einem Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben.

Laßt, o laßt das Verfeschweifen!  
Auf den Amboß legt das Eisen,  
Eisen soll der Heiland sein.

Wer sich aber von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht über-täuben ließ, konnte recht wohl die Melodie des alten Sehnsuchtswalters wieder herauserkennen. Dem alten Bild der „ersehnten“ Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Vorbeertranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schultern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand und taufte sie „die Freiheit.“ Die jungen Liebhaber „der Freiheit“ legten gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondscheins eine gründliche Verachtung an den Tag. Sie übersahen, daß der Gegenstand, auf welchen sich Empfindungen beziehen, den Werth derselben nicht bedingt, daß Bilder vom „Völkerfrühling“, von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit“, von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft“, durch die angedeutete Beziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß ein Lied nicht durch seinen Hintergrund, durch seine Anspielungen auf etwas außer ihm Liegendes, sondern durch die Macht und Innigkeit der Empfindung getragen wird; sie vergaßen vor allen Dingen, daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles historischen Pathos, dessen man fähig ist, declamirt: es sei nicht Zeit zum Declamiren, sondern zum Handeln. — Die politische Poesie ist uns sehr lästig gefallen, in einer Zeit, wo jeder junge Student seinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er sie in Verse brachte. Seitdem aber diese hohen Ansprüche aufgegeben sind, müssen wir wohl anerkennen, daß die politische Poesie ebensoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder spricht es monologisch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, oder es ist zum gesellschaftlichen Gesang bestimmt und soll der Stimmung, dem Glauben, der Begeisterung der Menge einen Ausdruck leihen. Für beide Fälle geben die großen Ereignisse der Politik, wenn man sie nur nicht philisterhaft behandelt, einen sehr geeigneten Stoff: denn die Empfindungen, die sie erregen, sind stark und lassen sich plastisch ausdrücken, weil sie sich an sehr concrete Gestalten und Bilder anknüpfen. Der Royalist und der Demokrat, der Serbe und der Magyar werden ihre Poesie haben, obgleich die Lieder des Einen nicht den Anspruch machen werden, die des Andern zu widerlegen. Schließt man die Politik aus, so